

Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme
Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Landesplanung
Band: 12 (1955)
Heft: 11-12

Artikel: Sind unsere Städte vom Himmel gefallen?
Autor: Trösch, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-783203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind unsere Städte vom Himmel gefallen?

Hans Trösch, Arch., Zürich

Einführung

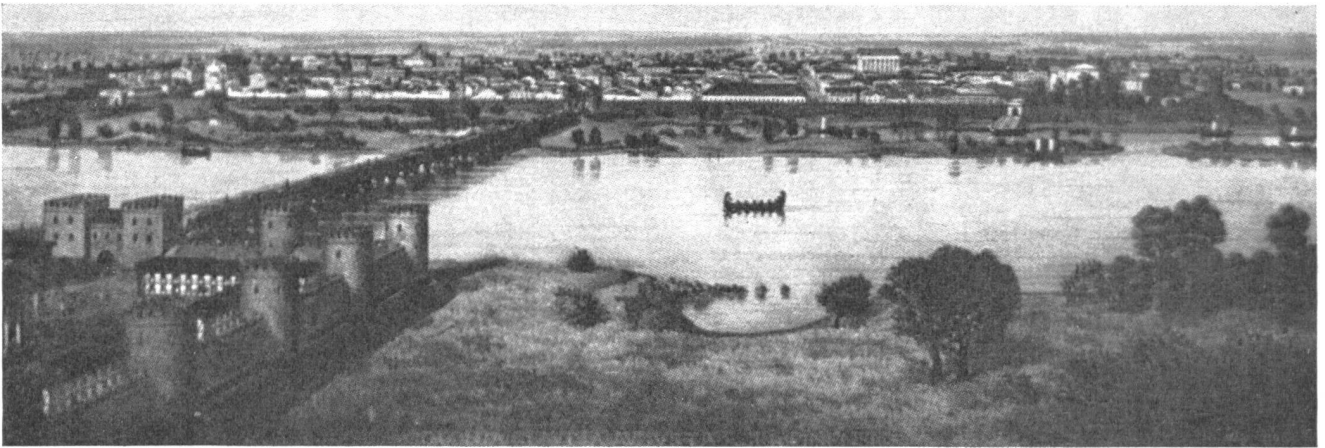
Die Geschichte unserer schweizerischen Städte darzustellen, hiesse eine Kulturgeschichte allgemein schreiben. Ist doch die Stadt der Brennspiegel menschlichen Lebens, erst in ihr konnte sich Gewerbe und Handel, das Rechtswesen und die Staatskunst, und im Schosse des Bürgertums Künste und Wissenschaften entwickeln.

In diesem Artikel kann diesem Leben nur in groben Umrissen und einleitend in Hinsicht auf den Bau einer neuen Stadt nachgegangen werden.

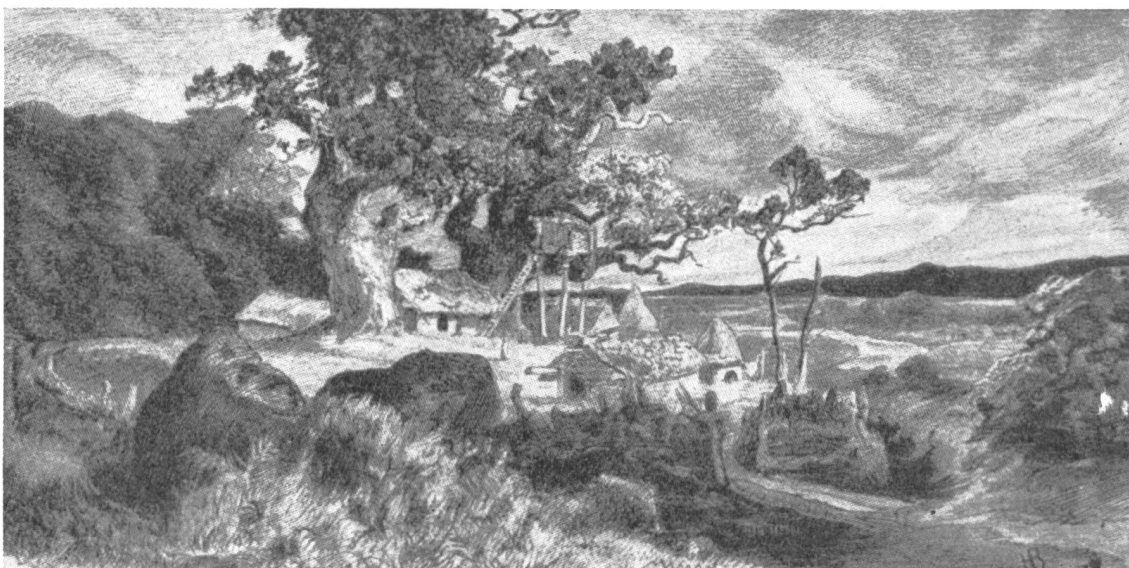
Die Stadt

Die Griechen fanden das Leben auf dem Lande, das Los der Bauern mit Arbeit, Mühe und Not um die pure Existenz zu vegetieren, als unwürdig. Nur das freiere Leben in der Stadt, mit den Möglichkeiten der gegenseitigen Aussprache, des Kontaktes, schien ihnen ein angemessenes Verhältnis der Men-

schen zu dem thronenden Geschlecht der Götter zu gewährleisten. Diesem griechischen Denken entsprach die Polis, die Stadt mit 10 000 Einwohnern, so gebaut und eingerichtet, dass auf einem freien Platze ein Mann zu allen freien und stimmfähigen Männern sprechen konnte. Die nachfolgende römische Kultur wurde auch in dieser Hinsicht vom Griechentum beeinflusst, die Polis schlug hier Wurzeln und damit Ableger in den römischen Kolonien Helvetiens. In dieser Zeit vollzogen sich in unserem Lande eigentliche Kulturüberschneidungen, zu vergleichen vielleicht mit den europäischen Kolonialbestrebungen in Afrika oder früher noch in der Kolonisierung Südamerikas durch die Spanier. Der hochentwickelte römische Kulturstaat suchte sich Handelsbeziehungen mit den Bauern und Kriegern nördlich der Alpen zu sichern. In diesen durch vereinzelte Bauerngehöfte und Weiler dünn besiedelten Gebieten wurden an strategisch

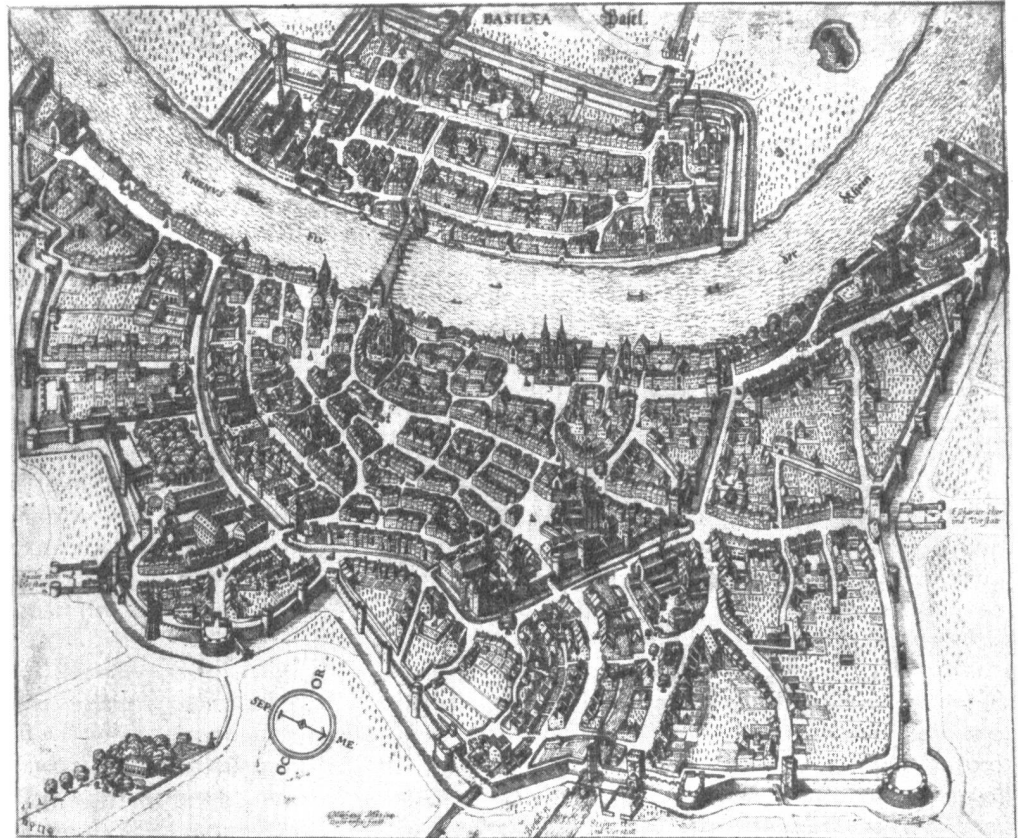


Colonia Claudia Augusta Agrippinensis: Köln zur Römerzeit.



Altgermanischer Bauernhof.

Basel im Anfang des 17. Jahrhunderts (Merianscher Stadtplan).



und handelswirtschaftlich wesentlichen Orten Kastelle, befestigte Lager und sogar Städte errichtet. Wir erinnern uns an Turicum, das heutige Zürich, wo sich auf dem Lindenhügel römische Kaufleute niederliessen, an Arbor Felix, das heutige Arbon, an Basilea, Augusta Raurica usw. Nur langsam nahm die Bevölkerung in Mitteleuropa zu, die Bauernhöfe bedeckten dichter das Land. Der Wald wurde immer mehr gerodet. Einzelne Stämme bevorzugten das Leben in kleineren Sippensiedlungen, in ersten Weilern und Dörfern. Die Bauern, ersten Handwerker und Jäger suchten gegen ihre Erzeugnisse und Erbeutetes fremde Waren einzuhandeln, Salz, Gewürze, Erze usw. Mit der Ausbreitung des christlichen Glaubens wurden diese Dörfer noch mehr zum kulturellen Zentrum, es wurden Kirchen errichtet, oftmals wehrhaft stark als Refugium der Dörfler in Kriegsläufen ausgebildet, mit Kirchtürmen als gleichzeitigen Wacht- und Feuerzeichentürme. Der Sitz kirchlicher und weltlicher Regenten wurde gerne in grössere Siedlungen verlegt, der Adel übernahm deren und des aufstrebenden Bürgertums Schutz. Die Krone verlieh diesen neuen städtischen Gebilden das ausdrückliche «Recht auf Wehr und Graben».

Die Funktionen dieser mittelalterlichen Städte waren:

1. Sitz des Bürgertums mit Gewerbe und Handel;
2. zentraler Markt der umliegenden bäuerlichen Höfe, Weiler und Dörfer;
3. Sitz der weltlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit;
4. oftmals Sitz der weltlichen und kirchlichen Regenten.

Unter günstigeren Lebensvoraussetzungen nahm die Bevölkerung ständig zu, trotz oftmals fürchterlichen Dezimierungen durch Seuchen oder Kriegsverwüstungen. Die Stadtmauern mussten weiter gezogen werden, um den Schutz der sich ausbreitenden Bürgerschaft gewährleisten zu können. Einzelne Städte mit besonders günstigen Voraussetzungen, z. B. an Kreuzpunkten wichtiger Handelswege, oder an gut schiffbaren Flüssen und Seebecken gelegen, konnten sich besser entfalten, abseitig und damit benachteiligte Städte stagnierten.

Die Entstehung der Altstädte

Um einem heute häufigen Vorurteil über die Begriffe geplante und organisch gewachsene Städte zu begegnen, gestatte ich mir, einen berufenen Kenner dieser Probleme zu zitieren, Nationalrat Ernst Reinhard in seinem ausgezeichneten Werk: «Die Sanierung der Altstädte» (Seiten 9, 13 und 14).

Es lassen sich in unserem Lande nach ihrer Entstehung zwei verschiedene Typen von Altstädten erkennen: die gewachsene Stadt und die geplante Stadt. Die eine Gruppe, die gewachsenen Städte, deren Entstehung bis in die römische oder helvetische Zeit, zum Teil sogar weiter zurückgeht. Aus dem Oppidum oder römischen Castrum ist später eine kaiserliche Pfalz oder eine Bischofsstadt entstanden; immer lehnt sich die spätere Stadt in ihrem Grundriss eng an den keltischen oder römischen Bestand an; sie erweitert sich langsam und gelegentlich ohne klar bestimmten städtebaulichen Willen. Die Anlage weist daher einen Kern auf, um den herum sich nach und nach die Stadterwei-

terung gruppiert. Die Strassen bleiben eng und oft krumm; was früher gerade und offen war, wird in der gotischen Zeit gebrochen und geschlossen. Die Häuser verraten den Charakter der unter der Herrschaft eines Grossen entstandenen Stadt; von Anfang an bescheiden und zurückhaltend in der äusseren Gestaltung, verlieren sie diesen Charakter während der folgenden Jahrhunderte nicht; sie stehen ruhig und schmucklos ins Strassenbild gebettet. Erst in der Zeit, da die Stadt selbst ihr Geschick in die Hand nimmt und sich von allen Bevormundungen befreit, erhalten die Häuser der wohlhabenderen Familien und der regierenden Geschlechter etwas mehr persönlichen Ausdruck. Die Zunfthäuser werden besonders betont neben den öffentlichen Gebäuden; die einzelnen Familien heben ihre von alters her wichtigen Geschlechterbauten, die Geschlechtertürme, die Herrschaftshäuser, die «Höfe» und Hotels nach französischem Muster aus der Masse der Bürgerhäuser heraus. Natürlich gibt es auch hier grosse Unterschiede. Die Stadtbrände, die im Mittelalter ganze Städte niederlegten, schufen Platz für neue, eigenartige Bauten; die Oeffnung der Verkehrswege brachte gewaltigen Reichtum, der sich in den Wohnungen ausdrückte; so erhielt Basel seinen schönen Nadelberg, der ursprünglich der Adelsberg war, Genf seine hervorragende Treille. Aber der gemeinsame Charakter der Stadtablagen von Genf, Zürich, Lausanne und Basel bleibt unverkennbar.

Die andere Gruppe, die **geplanten Städte**, besteht aus jenen Städten, die vorwiegend in der gotischen Periode unseres Landes entstanden sind. Die Dynastengeschlechter der Zähringer, Savoyer, Kiburger, Habsburger, Toggenburger hatten Bedürfnis nach Festungen und Brückenköpfen, die den Handelsverkehr sicherten und ihnen somit hohe Zolleinnahmen brachten. Die aus dieser Zeit stammenden Stadtgründungen und Stadterweiterungen sind daher dem besonderen Bedürfnis der Gründer angepasst. Planvoll die Anlage, klar die Stadtgrundrisse, fest die Mauern und tief die Gräben, scharf die Umrisse der Stadtkonturen, breit die Strassen und behaglich die Wohnsitze der Bürger, die man als Garnison in diese Städte zu ziehen suchte. Diese Stadtgründungen fallen in eine Zeit, da der Bürger schon seinen eigenen politischen Charakter entwickelt hatte. Der Burgherr der neuen Stadt brauchte ihn; er beschützte ihn wohl gegen seine Feinde; aber ebenso nötig war den Dynasten der Dienst des freien Bürgers, der ihm Stadt und Festung erhielt. Bei diesem Verhältnis wird der Bürger selbstbewusster und unabhängiger; bald löst er sich aus dem Untertanenverhältnis, und die Stadt, die einst Mittel zum Zweck sein sollte, dienstbar den Dynasten, wird zum Selbstzweck, die das Joch der Dynasten bei erster Gelegenheit abschüttelt. Bern hat kaum ein halbes Jahrhundert die Herrschaft des Zähringers geduldet und sich dann, unter Ausnützung der Adelsfehden und Dynastenkrisen, selbständig gemacht, die Herrengeschlechter nach und nach alle niederwerfend und sich gegen alle behauptend, so dass schliesslich die Erben der Dynasten, wie die Kiburger, froh waren, in der

Stadt als Bürger aufgenommen zu werden oder doch ins Burgrecht zu treten.

Die aus wehrwirtschaftlichen und politischen Gründen erfolgten planmässigen neuen Stadtgründungen kamen dem Lebensbedürfnis des Stadtbürgers weit entgegen. Wurden die Städte erweitert, dann geschah es planvoll, grosszügig und weiträumig, wohl berechnet für den Verkehr, den Markt und den militärischen Aufmarsch, so dass sie in wahre Heerlager verwandelt werden konnten.

Strenge Bauvorschriften lenken die künftige Entwicklung in Bern. «Niemals gibt man zu, dass das Individuelle sich so weit vordrängen dürfe, bis der Rahmen allgemeiner Ordnung und Unterordnung gesprengt würde. Das wird schon durch das stets gleichbleibende Baumaterial und die nach einem bestimmten Schema bauenden Baumeister und Bauleute erzwungen. Man ist, angesichts der Schwierigkeiten, schwere Massengüter weit zu transportieren, auf den immer gleichen Baustein in möglichst geringer Nähe angewiesen. Die Freiheit in der Auswahl des Baumaterials besteht nicht; es gibt weder fremde Marmore zu verwenden, noch erlaubt ein Material wie der Eisenbeton die Anwendung jeglicher Bauformen. Es entsteht ein Gesamtverantwortungsgefühl für das Aeussere der Stadt, das sich in erstaunlichen Artikeln der Bauordnung Gesetz schafft. Das Ergebnis ist jene Verschiedenheit in der Einheit, die letzthin allen schweizerischen Städten eigen ist und die nichts anderes bedeutet als die Uebersetzung des Grundsatzes: Ordnung in der Freiheit, in Architektur.»

Die weitere Entwicklung

Die auf dem Prinzip der Dreifelderwirtschaft aufgebaute landwirtschaftliche Nutzung des Bodens und daraus mögliche Ernährung der Bauern und Stadtbevölkerung erlaubte nur ein langsames und kleines Anwachsen der Bevölkerung. Erst die mit der Französischen Revolution einsetzende industrielle Herstellung von Gebrauchsgütern und die gleichzeitig intensivere landwirtschaftliche Bodenbenutzung machten den Menschen freier und unabhängiger, ein gewaltiger Aufschwung und eine ungeahnte Zunahme der Bevölkerung setzte ein. Dies lässt sich leicht an einigen Daten feststellen, diese und die nachfolgenden drei Zeichnungen nach der ausgezeichneten Vorlesung von Professor Ernst Egli an der ETH: «Die Entwicklung des Städtebaues seit 1850»:

Tabelle der Bevölkerungszunahme einiger Schweizer Städte

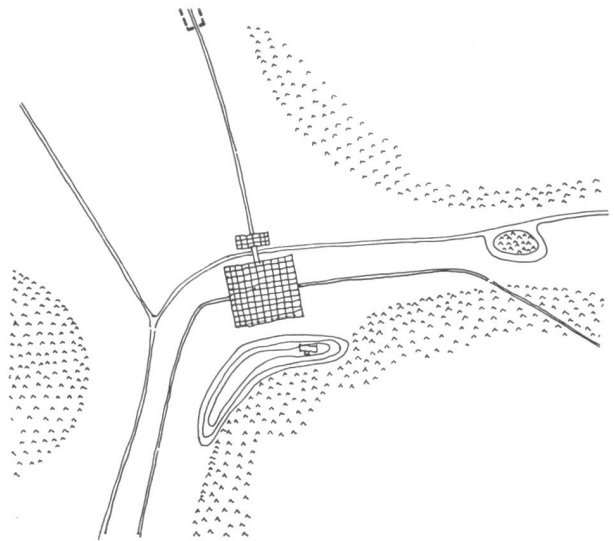
	Einwohner 1850	Einwohner 1950
Zürich	17 000	390 000
Basel	27 000	183 000
Genf	31 000	145 000
Bern	27 000	146 000
Lausanne	17 000	106 000
St. Gallen	11 000	68 000
Winterthur	5 000	66 000
Luzern	10 000	66 000
Biel	3 000	48 000

Den grössten Aufschwung erlebte und verzeichnet heute noch die Stadt Zürich. Im neuen Staatsgebilde der Eidgenossenschaft kamen damals grössere Städte wie Basel und Genf peripher zu liegen, währenddem die Stadt Zürich im Kreuz der Nord-Süd- und Ost-Westverbindung zentral liegt. Die ähnlich günstige Voraussetzung der Stadt Luzern liess aber diese bei weitem nicht in gleichem Masse entwickeln. Es wird hier unter anderen Gründen auch der bekannte Faktor zu berücksichtigen sein, dass sich die katholischen Orte lange Zeit und bewusst gegen die Industrialisierung wehrten, währenddem diese vor allem durch die zürcherische Bürgerschaft und Landbevölkerung stark gefördert wurde.

Die bauliche Entwicklung seit 1850

Die maschinelle Herstellung von Gebrauchsgütern befreite den Menschen von mühsamer Handarbeit. Dieser neuen Freiheiten und Verpflichtungen war sich der Bürger des 19. Jahrhunderts nicht immer bewusst; parallel zu krassen Ausbeutereien, einem oftmaligen Fehlen an sozialem Verantwortungssinn, konnte auch die bauliche Flut, die neuen Bedürfnisse des Städtebaues nicht immer gemeistert werden. Es muss als tatsächliches Landesunglück bezeichnet werden, dass ausgerechnet in diesen Jahren des sprunghaften Anwachsens keine ausgebildeten und mit dieser Aufgabe betrauten Männer die baulichen Entwicklungen unserer Ortschaften und Städte lenken konnten. Währenddem im Mittelalter bis zum späten Barock der Städtebau zur guten Allgemeinbildung zählte, im Erziehungsprogramm von Prinzen z. B. selbstverständlich aufgenommen war, sich Stadtingenieure, Architekten, Künstler und Staatsleute mit diesen Problemen beschäftigten, neue Formen schufen, ging dieses Wissen als eine negative Auswirkung der Französischen Revolution leider verloren. Die Probleme des Städtebaues waren aber auch grundlegend andere geworden; durch die Perfektionierung der Feuerwaffen boten die Stadtbefestigungen keinen wirksamen Schutz mehr, mit grossem Triumph wurden sie niederrissen, um den wachsenden Städten neuen Boden zu sichern. Neue Verkehrsmittel wie die Eisenbahn und das Automobil wirkten sich in der Entwicklung der Städte aus, dazu kamen wesentlichste soziale Probleme der Arbeiterquartiere usw.

Statt geplanter und sinnvoller Erweiterungen begannen die Städte baulich zu überfließen. Krebsartig überwucherten die Gebiete der Altstädte, die grünen Innenhöfe wurden durch mechanisch eingerichtete Werkstätten vollständig überbaut; als verengende Gürtel umstricken die entstehenden Aussenquartiere das alte Stadtgebiet. Fabriken als Quellen übler Gerüche und grossen Lärmes wurden mitten im Wohnquartiere gebaut, Hauptverkehrsadern durch Ortschaften und Städte geführt, gefährden das Leben der Einwohner; die technisch wundervoll verbesserten Verkehrsmittel ergeben statt Erleichterungen des menschlichen Kontaktes Verkehrskalamitäten, werden zu Mördern des menschlichen Lebens (in Amerika z. B. waren die Opfer des Verkehrs grösser als die Verluste im



Gegründete Stadt bis 1850 = 17 000 Einwohner, an Fluss und Strassengabelung gelegen, Burg auf Hügel, Brückenkopf.



Erweiterte Stadt 1875 = 60 000 Einwohner, Bau der Eisenbahn, erste Industrien, Vorortquartiere.



Erweiterte Stadt 1950 = 150 000 Einwohner, Erschliessung weiterer Gebiete, Industrien entwickeln sich in Wohnquartieren, neue Strassenverbindungen.

Koreakrieg). Die Städte verlieren zusehends ihr Gesicht.

Doch dieses sind nur die auffälligen, sichtbaren Zeichen einer Fehlentwicklung. Den politisch und soziologisch verantwortungsbewussten Schweizer schmerzt der Verfall staatsbildender und erhaltender Gemeinden bei strukturlosem baulichem Aneinanderwachsen. Die Spekulation drückt jede vernünftige Planung nieder, es wird frischfröhlich und bedenkenlos mitten in neblige Moore, an lärmige Ueberlandstrassen, in sonnenlose Mietsquartiere gebaut: Hauptsache sind die 6% Rendite der Kapitalanlage. Wir haben Kapital...

Dies trotzdem mit dem Zweiten Weltkrieg die Planung in der Schweiz begonnen, durch bedeutende Männer und Institutionen an die Hand genommen wurde. Wir denken an Professor Bernoulli in Basel, an Nationalrat Meili in Zürich, an die Akademische Studiengruppe mit der Broschüre «Städte — wie wir sie wünschen» von Carol und Werner, an die schweizerische Landesplanung, an verschiedene tüchtige Architekten. Es waren Rufer in der Wüste.

Es ist ein gutes Zeichen unseres demokratischen Gebildes, dass sich in Zeiten der Not unsere bedeutendsten Dichter der politischen Probleme annehmen. Ich denke an Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller als wesentliche Gestalter der liberalen Auffassung im letzten Jahrhundert; die heutigen Probleme sind andere, wir müssen auch diese an die Hand nehmen, zu meistern und uns die Technik dienlich zu machen suchen. Ist es ein Zufall, dass heute wiederum beste Schriftsteller zum akuten Problem des Städtebaues, der Planwirtschaft Stellung nehmen? Zum Beispiel Friedrich Dürrenmatt in seinem «Turmbaumeister zu Babylon», Alfred Fankhauser in der «Allmend», und vor allem Max Frisch in verschiedenen Vorträgen und Broschüren.

Diese Aufrufe fanden in der breitesten Öffentlichkeit Gehör. Das Ergebnis:

Planergruppen schliessen sich zusammen, Politiker nehmen sich des Städtebaues an, auf privater und behördlicher Basis wird ernsthaft gearbeitet, die Hochschulen beschäftigen sich verstärkt mit den Problemen des Städtebaues. — Wir bauen eine neue Stadt, als Beispiel einer künftigen Entwicklung.

